Zeitschrift: Heimatschutz = Patrimoine
Herausgeber: Schweizer Heimatschutz
Band: 70 (1975)
Heft: 1-de

Artikel: Qualität des Lebens - für wen?
Autor: Muschg, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-174458

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Adolf Muschg: Qualität des Lebens – für wen?

Eine Scheune in unserer Nachbarschaft «muss weichen». Ihr Sterben zieht sich hin; im Skelett treten die guten Proportionen des Baus deutlicher hervor. Ein paar Wochen lang erscheint ein Stück unbekannte Albiskette durch den abgedeckten Dachstuhl. Unsere Kinder finden im Grün, das um die vernachlässigten Fundamente wuchern darf, eine neue Orchis-Art. Eines frühen Morgens ist der Bagger am Werk. Im Rückwärtsgang brüllend versucht er die Scheune niederzuzerren, aber die Trosse, die er um den Löffel geschlungen hat, reisst immer nur einen Stiel heraus und springt ab, während das ganze Gerüst wegfedert. Schliesslich ist der richtige Träger gefunden, und es stürzt – ein letzter Triumph des unbekannten Baumeisters – mit *einem* Schlag, methodisch, in sich zusammen.

Heute, ein Jahr danach, steht da ein Miethaus wie viele. Die Nähe zum Dorfkern hat dem Bauherrn einige Rücksichten auferlegt; die alten Ziegel hätte er wohl ohnehin wieder verwendet. Da er nicht hoch bauen durfte, werden seine Mieter teuer wohnen und ein wenig antiquarischen Chic schätzen. So wird's gemacht, und der Heimatschutz hatte nichts einzuwenden. Wo käme man hin, wenn man jede alte Scheune schützen wollte – und wo kämen die Wohnungssuchenden hin?

Einverstanden: Raum muss geschaffen werden für die elementaren Bedürfnisse. Aber dass diese Bedürfnisse schon im Zeichen ihrer Ausbeutung gedeckt werden müssen, macht ihre Befriedigung zu etwas leise Hässlichem. Früher hätte man feierlicher von einem «Fluch» gesprochen. Das Haus, das nun schlecht und recht dasteht, füllt die Lücke nicht, die es in einen erlebten Raum gerissen hat, es macht sie sichtbar. Auch wer nicht mehr weiss, was da verschwinden musste, spürt jedenfalls: da fehlt etwas. Ganz konkret: den Kindern, die hier einziehen, wird beim Spielen etwas fehlen, ihren grünen Müttern, den Vätern, wenn sie müde nach Hause kommen. Und was es ist, wird ihnen der Arzt, den sie gelegentlich aufsuchen, nur ungefähr sagen können, mit einem wenig tröstlichen Fremdwort.

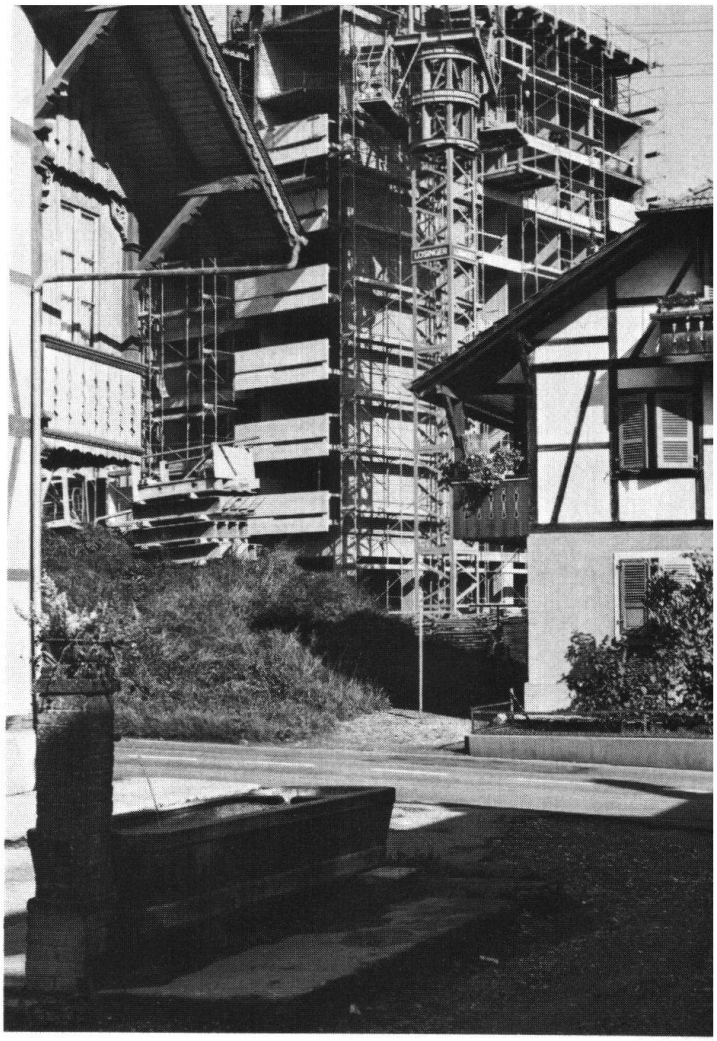
Qualität des Lebens, was ist das? An den alten Ziegeln hängt sie nicht, mit denen wir einen Neubau kostümieren, an keiner netten Antiquität, die wir unserem verlorenen Wohngefühl zusetzen, und auch nicht an den technischen Verbesserungen, die unsere Tagesläufe «reibungsloser» machen. Die «Verbesserungen», die aus der Summe unserer Leistungen herausspringen, bleiben eingefärbt von der heimlichen Unlust an dieser Leistung. Wir können den Gewinn an Zeit, Freiheit, Übersicht, den wir herauswirtschaften, nicht geniessen. So bleibt nur der gesteigerte Konsum als Ersatz: Ersatz deshalb, weil er das Gegenteil einer freien Beschäftigung ist. Wir *müssen* ja verbrauchen, damit die Produktion sich gelohnt habe. Auch als Freizeitnehmer stehen wir im Wettbewerb miteinander. Wir werden gemessen an der Effizienz, mit der wir uns erholen. Die Erholungs- und Entspannungstechnik gehorcht denselben harten Gesetzen wie eine andere Industrie.

Was ist zu ändern? Ich verschreibe kein Leben in schönen Scheunen. Damit befänden wir uns ja sofort wieder inmitten eines unerschwinglichen Liegenschaftenmarkts. – Ich frage nur: was ist es denn, was alte Scheunen haben und was wir nicht mehr haben?

Zuerst etwas Unscheinbares: ein schönes Alter. Die wegsanierte Scheune hatte nichts besonders Historisches, das unsere Pflege-Instinkte gereizt hätte. Sie war nur eben eine gute Weile dagewesen. Sie gehörte zum unbewussten Bestand einer Ortschaft, unter die gewohnten Bilder von drei oder vier Generationen, die sie ohne Aufhebens überlebt hatte. Sie war Menschenwerk ohne Pathos, Materie in Wind und Wetter, ausgesetzt der prägenden Kraft der Zeit. Unter den Ereignissen und Orten, die wir benennen, hatte sie keinen Namen; darin war sie unersetzbar. Ihre Grösse gedieh auf der Achtlosigkeit, mit der unsere Augen sie behandelten. Vielleicht überraschte sie uns einmal in einem Traum.

Von solchen Gegenständen leben wir, ohne es zu wissen. Sie sind die Nährstellen dessen, was wir «Kultur» nennen. Dadurch, dass diese Dinge in der Tiefe menschlicher Zeiträume stehen, gewinnen sie ihr Gesicht. In die Erinnerungen ihrer Benützer gehen sie unmerklich ein als ihre Schwere. So kommt jeder von uns zu seinem Gewicht und zu seiner eigenen Geschichte.

Was uns aber mit einer alten Scheune tiefer verbindet als ihr Dasein, leuchtet erst im Augenblick ihrer Zerstörung auf. Es ist die Erinnerung an ihre Gebrechlichkeit, der Gedanke des Endes; und er ist undenkbar ohne denjenigen an unser eigenes Ende. Was wir einem erlebten Ding antun, geschieht uns selbst. Und wie wir uns dabei anstellen, könnte ein Vorgeschmack der Art sein, wie es uns geschieht. Da wird die grausame Unbeholfenheit des gelben Baggers zum Schreckbild.



«Wo käme man hin, wenn man jede alte Scheune schützen wollte – und wo kämen die Wohnungssuchenden hin?» fragt sich Adolf Muschg sarkastisch. In der Tat, das neue «Haus, das nun schlecht und recht dasteht, füllt die Lücke nicht, das es in einen erlebten Raum gerissen hat, es macht sie sichtbar.»

Ich bin gewiss, dass es ohne den eingestandenen Gedanken an den Tod keine «Qualität des Lebens» gibt. Was die PR-Leute aller Fortschrittsbranchen so nennen, ist aber im Gegenteil der Versuch, die Spur des Todes an unserem eigenen Leben zu tilgen. Das geht vom Zwang, Oberflächen zu «erneuern» (bald ist ja die ganze Schweiz in Emulsionsfarbe getaucht), über den Zwang, Abnützungserscheinungen unseres Körpers zu tarnen, bis zum Zwang, in keimfreien Kliniken zu sterben. So wird jene Erinnerung unterdrückt, die sich nicht auf Vergangenes bezieht, sondern auf die Vergänglichkeit. Das ist aber ein Betrug an der Einmaligkeit jedes Augenblicks. Wer nicht *jetzt* zu leben vermag, der wird nicht leben, und er wird niemals gelebt haben.

Es ist der Gebrauch der Dinge, der wieder an die Stelle ihres Verschleisses treten muss, wenn sie von uns zeugen sollen. Wie die Schönheit eines alten Hauses nichts anderes ist als die Form, in der seine frühere Gegenwart eingetreten ist in eine heutige, so ist keine menschliche Zukunft denkbar, die nicht eine fortgesetzte Gegenwart wäre. Frömmere Zeitalter wussten noch, dass «leben» soviel heisst wie: jede Stunde offenhalten für die letzte. Diese Einsicht ist dem Zwang zum «Disponieren» zum Opfer gefallen. Dabei ist sie im Profanen der Anfang jeder Lebenskunst, wie sie im Religiösen der Anfang der Erlösung war. «Dasein ist Pflicht, und wär's ein Augenblick» (Goethe). Wir haben hier nichts zu versäumen als unser Leben. Das sollte uns geduldig stimmen mit der Gemessenheit unserer Zeit und ungeduldig gegen jedes menschliche Versäumnis. «Qualität des Lebens», das heisst wohl: Tiefe in der Kürze finden; einverstanden sein mit dem Preis, den die unvergleichliche Freude kostet, dazusein.

Eine leichte Weisheit ist das nicht. Denn zu ihr gehört, dass nur die geteilte Freude diesen Namen verdient. Sie ist kein Gut, das einer allein besitzen kann. Die Wirtschaft des Vergessens und Zeitvertreibs, der wir unterliegen, kann nicht in einem einzelnen Punkt ausser Kraft gesetzt werden. Die jungen Leute, die heute wie Blumen auf dem Felde zu leben versuchen, mögen Wegweiser einer neuen Kultur sein. Der Weg dahin sind sie nicht: der müsste für alle gangbar sein. Ich glaube auch nicht daran, dass die Entfremdung unserer Bedürfnisse von der «Verbraucherseite» her aufzuheben ist. «Konsumverzicht» – diesem Ruf ist so lange nicht zu trauen, als er gefühllos bleibt für die Tatsache, dass Konsumverzicht ohne einen entsprechenden Produktionsverzicht nicht zu haben ist. Dieser aber müsste, in Form von Arbeitslosigkeit, die ohnehin sozial und wirtschaftlich Schwächsten treffen. «Qualität des Lebens» wäre dann das, was ihre Karikatur heute schon ist: ein Luxusartikel für Begünstigte und ein Unrecht an denen, die weiterhin hungern und frieren. «Nur um der Hoffnungslosen willen ist uns die Hoffnung gegeben.» Dieser aus dem Erbarmen geborene Satz Walter Benjamins sucht seine Erfüllung in der Politik. Er drückt einen Zusammenhang aus, der mit keiner «Schönerleben»-Kosmetik zuzudecken ist. Die Zerstörung einer Scheune trifft uns, weil sie unser zerstörtes Verhältnis zum Unwiederbringlichen beleuchtet. Aber «Rettungen» im einzelnen haben keinen Sinn, wenn sie nicht ihre Folge finden im Bedürfnis, *nichts Lebendiges* untergehen zu lassen. (Wo ständen wir, wenn unsere Kultur eines Tages gemessen würde an unserem Verhältnis zum Tier?) Unsere Lebensqualität ist so gross oder so gering wie diejenige der Geringsten unter uns. Was wir aus unserem Mitgefühl verdrängen, beherrscht und terrorisiert uns eben aus seinem unmenschlichen Abseits, wie in der Sage die verwunschenen Seelen keine Gnade kennen mit dem, der das rettende Wort nicht weiss. Die Vergessenen, um ihr Leben Betrogenen werden uns heimsuchen in dem Zeichen, mit dem wir am wenigsten leben gelernt haben, im Zeichen des Todes. Denn an dem, was wir heute nicht tun, hängt buchstäblich unser Leben.

(Aus PRO 8./9. Sept. 1974 – S. 6–8.)

Erwin Heimann: Heimat und Integration

Das sind zwei Begriffe, die man heute immer wieder zu hören bekommt; aber sie werden selten von den selben Leuten verwendet. «Heimat» mit allem drum und dran, das gehört zum Wortschatz der Alten, der Rückwärtsgerichteten, der etwas Zurückgebliebenen. Dagegen «Integration», das tönt dynamisch, fortschrittlich, zeitgemäss. Keine der beiden Feststellungen – sie sind zweifellos etwas verallgemeinernd – ist abwertend oder ironisch gemeint. Aber es ist nicht wegzuleugnen: «Heimat», das riecht etwas nach gestern, «Integration» weist in die Zukunft.

Also zwei Gegensätze, zwei Katalysatoren, um die